

von Glaube und Unglaube, sondern das korrelative zwischen Objekt-Subjekt, wie es der Buchtitel klar ausdrückt. Damit zeigt sich jedoch schon, daß jede „satzhafte“-objektivistische Betrachtung des Problems fehlgehen muß. Diese Erkenntnis hätte der Autor durch Einbeziehung einer Hermeneutik des Glaubens noch wesentlich vertiefen können. Es wäre damit der eingeschlagene Weg, der auf eine subjektive Implikation zielt, nur noch deutlicher geworden.

Der Aufbau ist klar und exakt. Nach einer kurzen Problemschilderung, die jedoch nicht nur das immer wieder in der Erfahrung Gegebene reflektiert (Unglaube ist schon alltäglich geworden), sondern sehr stark die dogmatischen Aussagen miteinbezieht, wird die Lösung vorgelegt: Die gegenseitige Implikation kann nicht objektiver Natur sein, d.h. daß ein Satz durch Hinzufügen einer zweiten Prämissen eine Konklusion ergibt, die im konkreten Fall einer Glaubensaussage kongruent ist. Hier würde durch einseitige Orientierung am logischen Verfahren der Glaube auf Erkenntnis reduziert. Die Theologie kennt dasselbe Problem bei der Frage der Dogmenentfaltung und -entwicklung. Die in der Subjekthaftigkeit gründende Freiheit und Gnadenhaftigkeit — beide implizieren einander — werden übersehen. Damit eröffnet sich der zweite Weg: Die subjektive Implikation. A. umschreibt sie folgendermaßen: „Da steht am Anfang nicht eine satzhafte Wahrheit, sondern ein Verhalten, ein Handeln. Im Reflektieren über dieses Handeln entdecken wir Zusammenhänge, die als die Bedingung der Möglichkeit des Verhaltens nun reflex bewußt werden... Man erkennt in der Folge reflex nicht eine völlig neue, bis dahin nicht gekannte Wahrheit (wie es im Fall des Übergangs von objektiver Implikation zu reflexem Bewußtsein geschah), sondern gewinnt eine schon zum Besitz gewordene Erkenntnis auf andere Weise“ (21). Glaube wird dabei nicht sosehr gesehen als objektiv richtige Doktrin, sondern als Lebenshaltung, durch die der Mangel an wahrer expliziter Erkenntnis gewissermaßen „aufgewogen“ wird. Das explizite Bekenntnis entspricht dann der Notwendigkeit der Kategorialisierung.

ROHNER PETER (Hg.), *Mitmenschlichkeit — eine Illusion?* Die Weltreligionen im Blick zur Gemeinschaft. (158) (Experiment Christentum, hg. v. Sartory/Betz, Nr. 13) Pfeiffer, München 1973. Kart. lam. DM 14.80.

Das Kernthema des Buches ist die Frage, wie wir unter den heutigen Lebensbedingungen zu einer Verbesserung unserer zwischenmenschlichen Beziehungen beitragen können. Was kann die Religion bzw. was können die Religionen dazu beitragen?

Zunächst äußern sich christliche Theologen. Hervorgehoben sei der Beitrag von H. He-

germann, der das „Programm Jesu“ in klaren Linien skizziert und damit Ansätze zu einer „menschlichen Christologie“ bietet. H. Fries reflektiert auf das Fundamentale in der Theologie: Von Gott reden heißt vom Menschen reden und in Jesus begegnet uns das maßgebliche Bild vom Menschen. Damit trägt die Kirche etwas bei. J. Gründel verweist auf das dialogische Moment der Ethik, die sich allerdings auch zur konkreten Tat (der Kirche selbst) erheben muß. B. Graubard sieht in der Mitmenschlichkeit den Kern des Judentums: der gerechte und hilfsbereite Mensch interessiert mehr als ein Jenseits. Islam, Hinduismus und Buddhismus werden von Wissenschaftlern behandelt. Allen gemeinsam ist die Tendenz zur Toleranz. Dem Süd-West-Funk, der diese Beiträge ausstrahlte, gebührt dafür Anerkennung.
St. Pölten/Wien Karl Beck

LÉGAUT MARCEL, *Meine Erfahrung mit dem Glauben*. Eine Einführung in das Verständnis des Christentums (405). 2. Aufl. Herder, Freiburg 1972. Kart. lam. DM 26.—. Légaud war 70 Jahre alt, als sein Buch 1970 in Paris erschien (Titel der frz. Ausgabe: „Einführung in das Verständnis der Vergangenheit und der Zukunft des Christentums“). Bis 1940 war er Mathematikprofessor; seither ist er Landbesitzer, Bauer und Schafzüchter in der Haute-Provence.

Das Buch ist das Ergebnis jahrzehntelanger Reflexion des Vf. über sein Leben und die darin gemachten Erfahrungen. Es wird nicht über etwas nachgedacht und geschrieben, vielmehr hat hier ein Mensch zuerst gelebt; durch sein Leben, Schweigen und Nachdenken ist er weise geworden. Es haben sich ihm Wahrheiten und Zusammenhänge erschlossen, die man nicht durch Studium und rationales Nachdenken allein finden kann. Der Eindruck, in den Zeilen dieses Buches ehrliche Überzeugung, die Wahrheit eines tatsächlich gelebten Lebens zu finden, ist für den Leser wohlthuend. Vielleicht hat man die Äußerung von ‚Paris Match‘, in der dieses Buch als ein Werk bezeichnet wird, ‚wie es in einer Generation nur einmal gelingt‘, auf diese Weise zu verstehen.

Diese Eigenart des Buches verlangt aber andererseits mehr als ein flüchtiges Lesen. Der Leser muß sich Zeit nehmen, er muß sich in die Gedankengänge hineinbegeben; es müssen Erinnerungen und Anklänge an eigene Gedanken und Erfahrungen geweckt werden. Je mehr man beim Lesen ein ‚Außenstehender‘ bleibt, umso mehr wird einem das Gelesene fremd und unverständlich bleiben.

Légaud schreibt von Jesus, vom Christentum, von Gott, von der Religion; er geht dabei aber nicht von Begriffen und Sätzen aus, er erklärt keine Glaubensaussagen, er sagt vielmehr, was er weiß. Er schreibt von seinen

Erfahrungen und entdeckt die entsprechenden Parallelen in den Äußerungen der Apostel, die offenbar aus einer ähnlichen Bewußtseinslage stammen. Man wird gleichsam davor gewarnt, zu früh von Gott und der religiösen Wirklichkeit zu reden, zu viel zu wissen. Nicht Worte und Sätze sind nachzusagen und zu analysieren, sondern das eigene Leben muß weiter und größer werden, damit sich die Wahrheiten des Glaubens darin besser spiegeln können. Je mehr man sich in diesen Reifungsprozeß hineinbegibt, umso mehr wird man auch verstehen.

Es sei darauf verzichtet, einzelne Themen besonders herauszugreifen, denn einmal kommt es in diesem Buch nicht auf Einzelfragen an, sondern auf das Gesamtkonzept, andererseits ist bei nur kurzen Hinweisen die Gefahr der Verfälschung groß. Man wird sich auf die Absicht des Verfassers einlassen müssen, wenn sich der Inhalt des Buches erschließen soll.

Natürlich kann und wird man sich die Frage stellen, ob denn nun alles auch so stimmt, wie es Légaut erfahren und beschrieben hat. Diese Frage wird man aber nicht mit dem Rotstift lösen können, der alles auf seine Richtigkeit prüft. Auch wenn man nicht mit allem einverstanden sein sollte, wird man sich darüber klar sein müssen, daß im Bereich der Erfahrung die Prädikate ‚richtig‘ und ‚falsch‘ nicht zutreffen. Prophetische Sprache — wenn einem der Ausdruck hier anmaßend erscheint, möge man ihn als Bild verstehen — kann nicht von Lehrsätzen her widerlegt werden; man kann höchstens sagen, daß man selber dieser Einsicht nicht teilhaftig werden konnte, wobei immer offen bleibt, ob man selber oder ob der andere der Wahrheit näher gekommen ist.

Linz

Josef Janda

DOGMATIK

SIMONIS WALTER, *Trinität und Vernunft*. Untersuchungen zur Möglichkeit einer rationalen Trinitätslehre bei Anselm, Abaelard, den Viktorinern, A. Günther und J. Frohschammer. (Frankfurter Theol. Studien, 12. Bd.) (VIII u. 208) Knecht, Frankfurt/M. 1972, Kart. lam. DM 45.—.

Diese Arbeit ist insofern erfreulich, als sie einen dogmengeschichtlichen Beitrag zur spekulativen Trinitätslehre leistet. Nicht ganz einsichtig ist uns die Auswahl der sechs Denker, im besonderen, warum aus dem 19. Jh. gerade Günther und Frohschammer behandelt werden. Wenn Vf. meint, daß in der Geschichte der Philosophie die spekulativen Entwürfe des Idealismus bereits ihre Darstellung gefunden hätten, trifft dies nicht allgemein zu, und wenn es zuträfe, bliebe dem Theologen die eigene Forschung nicht erspart.

Angesichts der theologiegeschichtlichen Spannweite (Frühscholastik und 19. Jh.) stellen die Untersuchungen einerseits eine beachtliche Leistung dar, andererseits entbehren sie gerade deshalb mitunter der Gründlichkeit. Wir müssen dies zumindest bei der Kritik der Güntherschen Trinitätsspekulation feststellen. Die Ausführungen darüber sind enttäuschend und unbefriedigend. Abgesehen von der generellen Kritik, die Vf. selbstsicher an Günther übt — er urteilt über Glauben und Wissen, ohne die differenzierte Auffassung Günthers genau zu kennen, über das „Verhältnis von ideeller und begrifflicher Erkenntnis“, ohne sich über die Günthersche Bestimmung von Begriff und Idee völlig klar zu sein, über die „Ich“- und „Nicht-Ich“-Spekulation, die er als „anthropomorphistisch-idealistische Spielerei“ abtut, über das Kontrapositionsverhältnis von Gott und Welt als „Gedankenakrobatik“ und „bedenklichen Mangel an logisch-sauberem Denken“, ohne in das Anliegen eingestiegen und die Wichtigkeit der Aussagen „Kontradiktion“ und „Kontrapolition“ erfaßt zu haben — abgesehen also von solchen und ähnlichen Pauschalurteilen charakterisiert er die Trinitätsauffassung Günthers im besonderen als „Tritheismus“ und erhebt damit die Anklage auf Häresie, die bisher kein kirchliches Lehramt erhoben hat. S. behauptet, Günther sei „von der dreisubstanzialen Welt zum dreisubstanzialen Gott“ gelangt, eine Auffassung, mit der er die gesamte Spekulation des Wiener Theologen und Philosophen auf den Kopf stellt. S. hat sich nicht die Mühe genommen, die von Günther gebrauchten Termini Substanz, Wesen, Person, Persönlichkeit usw. auf ihren Begriffsinhalt zu prüfen, sondern ihnen wie selbstverständlich den üblichen scholastischen Sinn unterlegt, was zu Fehldeutungen von Texten geführt hat. Terminologisch und begrifflich eindeutige Stellen wurden zudem außer acht gelassen. S. geht hier ähnlich vor wie seinerzeit Schwetz und in neuerer Zeit Orban — auf beide beruft er sich denn auch —, die das Gesamtwerk Günthers einseitig nach irrthümlichen („häretischen“) oder der Häresie verdächtigen Stellen durchsuchten, anderslautende Texte aber ausklammerten.

Vf. wirft Günther „idealistische Modesprache“ vor, verweist auf die Abhängigkeit Günthers von Hegel, ohne das spekulative Verhältnis der beiden wirklich zu kennen. Für Günthers Einstellung zu Hegel beruft er sich auf E. Winters „Die geistige Entwicklung A. Günthers“, als ob dieses Buch diesbezüglich etwas Erhellendes enthielte. Wir erlauben uns zu bemerken, daß wir seit längerer Zeit uns bemühen, gerade die Beziehung der beiden Denker zu untersuchen bzw. untersuchen zu lassen, und sind uns dabei der Schwierigkeit der Untersuchung bewußt geworden. Unverständlich ist auch die apodiktische Be-